

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 92.

Posen, den 11. Oktober 1927.

Nr. 92.

Copyright by Prometheus Verlag, München - Gröbenzell.

## Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moriz Vand.

11. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

An einem sonnigen Sonntagmorgen war es, als sie durch das Kärntner Tor in Wien einfuhren und vor der Staatskanzlei auf dem Ballplatz Halt machten, wo der Kurier und die beiden Beethoven ausstiegen. Dieser bedeutete ihnen, mit ihren Känzeln sofort zu ihrem Bruder zu gehen, der nur wenige Gassen weit auf dem Tiefen Graben wohnte, und rief einen Hausdiener herbei, der die in Wien fremden Brüder dorthin geleiten sollte.

Eine Viertelstunde später standen sie, nachdem sie auf einer finsternen, gewundenen Treppe fünf Stock hoch geklettert waren, vor einer Tür und klopfen schüchtern an. Schlürfende Schritte nahen von innen, und die Tür ging auf.

„Ludwig!“ riefen beide wie aus einem Munde. „Da sind wir!“

„Willkommen!“ brummte er, weder überrascht noch erfreut. „Ihr hättet nicht ungelegener kommen können, als eben jetzt!“

Die Brüder sahen ihn, über den wenig freundlichen Empfang erstaunt, fragend an. „Warum denn, Ludwig?“ fragte Kaspar, den dies lebhaft ärgerte.

„Ich hatte gerade eine so hübsche Idee im Kopf, da störte mich das Klopfen!“ sagte Ludwig und sein ernstes Gesicht erhellte sich dabei. „Doch, ich habe sie schon wieder!“ Und fröhlich eine heitere Melodie trällernd, führte er die Brüder in seine Stube, wo er sie umarmte und küßte. „Seid mir herzlich willkommen!“ rief er lachend, „und nun erzählt mir, was es im lieben Bonn Neues gibt!“

V.

### Der Kampf um den Vorbeer.

Eine Woche war nach der Ankunft der Brüder in Wien vergangen. Sie hatten in dem Nebenraum von Ludwigs Zimmer gehaust und hatten sich unter seiner Führung die Stadt, die nun ihre Heimat werden sollte, recht gründlich angesehen. An ein Arbeiten Ludwigs war in diesen Tagen nicht zu denken gewesen, da ihn beide vollauf in Anspruch nahmen, und er machte gute Miene zum bösen Spiel, da er annehmen durfte, daß dieses Beisammensein nicht lange andauern würde.

Sie hatten ihm von Graf Waldsteins liebevollem Benehmen erzählt, auch von ihren Abschiedsbesuchen bei Doktor Wegeler, bei Ries und bei den Breunings; aber während sie von letzteren ausführlich und mit Behagen sprachen, ließen sie es an boshaften Bemerkungen über Wegeler nicht fehlen.

Beethoven war davon peinlich berührt, doch kam er von diesem Thema bald ab.

„Habt Ihr auch mit Eleonore gesprochen?“ fragte er begierig.

„Gewiß; sie läßt dich herzlich grüßen, und sie hat auch uns die besten Wünsche mit auf den Weg gegeben!“

Beethoven ließ sinnend den Kopf sinken.

„Das liebe Wesen! Sie ist die einzige, die meine Erinnerung an Bonn noch erhält,“ sagte er mit einem leisen Seufzer.

„Und Ries? Und Wegeler?“ fragten die Brüder ironisch.

„Das ist etwas ganz anderes; das versteht Ihr nicht!“

Kaspar und Nikolaus sahen sich verstohlen lächelnd an; ob sie es verstanden? . . .

Am nächsten Tage kam ein dickleibiger Brief aus Bonn an „Herrn Ludwig van Beethoven, Tonkünstler zu Wien, Am Tiefen Graben Nr. 272“, den die Brüder übernahmen, da Ludwig eben ausgegangen war, um sich in der Papierhandlung unter den Tuchlauben Noterpapier zu besorgen. Neugierig sahen sie den Brief an, der mit dem kurfürstlichen Wappen gesiegelt war und der, so schien es ihnen, etwas Wichtiges enthalten mußte. Ungeduldig erwarteten sie Ludwigs Rückkehr, die sich weit länger hingog, als es der kurze Weg erfordert hätte, und als sie auf der Treppe seine Schritte hörten, eilte ihm Kaspar zur Tür entgegen.

„Wo bleibst du so lang, Louis; wir vergehen vor Ungeduld!“

„Doch nicht aus Sehnsucht nach mir?“ scherzte Ludwig und trat ein.

„Doch auch!“ sagte Kaspar. „Ein Brief für dich ist angekommen!“

„Vom Kurfürsten aus Bonn,“ ergänzte Nikolaus und reichte ihm denselben.

Beethoven drehte das umfangreiche Stück lächelnd herum, als zögerte er, den Umschlag von demselben zu lösen.

„So sieh doch einmal, was er enthält,“ drängte Kaspar, und von beiden Seiten lehnten sich die Brüder an Ludwig, als hätten sie gehnt, daß der Brief für alle drei von großer Bedeutung sei. „So lies doch einmal, Ludwig!“ rief Nikolaus ungeduldig.

Langsam und umständlich, wie es sonst niemals seine Art war, zog er sein Federmesser aus der Tasche, öffnete dessen Klinge und schnitt behutsam den Umschlag des Briefes an dessen Längseite auf. Die Augen Kaspars und Nikolaus hingen wie gebannt an jeder seiner Bewegungen. Ludwig entnahm einen Brief, dem zwei verschlossene Schreiben beigelegt waren — die Spannung der beiden Brüder wuchs ungeheuer.

„An die hochwohlwöbliche Direktion der kaiserlichen Cameraverwaltung zu Wien, Josefsplatz“, las Beethoven die eine Adresse, dann nahm er den anderen Brief vor: „An die hochwohlwöbliche Direktion der kaiserlichen und königlichen Hof-Apotheke zu Wien, Hofburg.“

In allen drei Gesichtern leuchtete es verstehend auf — das waren Briefe, für Kaspars und Nikolaus' Zukunft von Bedeutung.

„Lies doch rasch deinen Brief!“ drängten nun beide. „Es handelt sich um uns beide und wir brennen vor Begierde, was dein Brief . . .“

„Nur gemacht!“ wehrte Ludwig lachend ab. „Nun, da wir diese zwei Stücke und ihre Bedeutung kennen, werdet Ihr doch noch die nötige Geduld aufbringen und abwarten, bis ich euch den Brief an mich vorlese?“

„Ja, ja; aber lies doch schon einmal!“ drängten beide, und jeder von ihnen schwang einen der beiden Briefe in seiner Hand.

Und Ludwig begann zu lesen:

„Mein lieber van Beethoven! Seit dem Tage, da Ihre beiden Brüder von Bonn abgereist sind, bin ich in lebhafter Unruhe und Sorge um Sie, mein Bester. Ich habe zu rasch und ohne Ueberlegung darin eingewilligt, daß die beiden noch etwas haltlosen und ungebürdigen Jünglinge zu Ihnen nach Wien gehen und habe nicht bedacht, daß deren Anwesenheit neben anderen Angelegenheiten, die Ihnen durchaus erwachsen können, Sie unbedingt in Ihren Studien und künstlerischen Arbeiten stören müssen, deren ungestörter Fortgang uns allen, die wir an Ihrer Zukunft interessiert sind, sehr am Herzen liegt. Ich habe die Fahrt der beiden nach Wien nach besten Kräften er-möglicht und gefördert, auch die Gnade des Durchlauchtigsten Kurfürsten des Herrn Erzherzogs Maximilian Franz für Ihre Brüder erwirkt und nun, da ich sie bei Ihnen weiß, erfährt es mich wie Neu-e über das Geschehene. Ich fürchte für Sie, und um diese Besorgnis zu verschuchen und zugleich für die Zukunft Ihrer Brüder vorzusorgen, habe ich Seine Kaiserliche Hoheit bewogen, durch zwei Handschreiben an die Cameralverwaltung und an die Hofapotheke denselben zu für sie passenden Stellungen zu verhelfen, welche Sie, mein lieber Schützling, von der Ob-sorge um Ihre Brüder befreien soll. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß beide Hofstellen dem Wunsche Seiner Kaiserlichen Hoheit sofort entsprechen werden und empfehle Ihnen, diese beiden Schreiben persönlich an den betreffenden Stellen zu überreichen. Ihre Herren Brüder werden sodann in der Lage sein, sich selbst bestens zu erhalten, auch selbständig zu menagieren, so daß Sie, lieber Beethoven, wieder in den früheren Stand versetzt sind und Ihren Studien um so ungestörter sich widmen können, als Sie Ihre Brüder wohl versorgt wissen und in Ihrer unmittelbaren Nähe haben.

Es wird mich freuen, wenn dieses mein Arrangement alles für Sie und Ihre beiden Brüder zum Besten wenden wird und begrüße Sie in der Erwartung, Sie nächstens in Wien wieder sehen und hören zu können, als Ihr Ihnen dauernd wohl-gewogener  
Waldstein.“

Ludwig hatte dieses Schreiben langsam und feierlich, jedes Wort nach seiner Bedeutung betonend, vorgelesen und sah nun mit einem triumphierenden Blick fragend auf seine Brüder, die halb erfreut, halb über-rascht schienen.

„Nun, ist das ein edler Mensch, der Graf Waldstein!“ rief er aus. „Er denkt doch auf alles, und heute kann ich es auch gestehen, euer Hiersein hat mir schon große Sorge gemacht. Seit der Stunde eurer Ankunft habe ich keine Zeile geschrieben und keine Taste berührt — das wäre doch auf die Dauer undenkbar!“

„Es scheint dich zu freuen, daß du uns wieder los wirfst,“ sagte Kaspar.

„Nicht doch; ich freue mich, daß Ihr beide Stellungen bekommt und daß damit eure Zukunft gesichert ist. Ich bin noch lange nicht soweit!“

„Der Graf schreibt sehr nett und klug,“ bemerkte Nikolaus, „aber aus jedem Wort geht es deutlich hervor, daß alles nur dir gilt! Selbst die Anstellungen, die wir bekommen, sind nur dir zuliebe erwirkt worden.“

„Nun, und stört dich das, Nikolaus?“ fuhr Ludwig etwas erzürnt auf. „Danke Gott, daß du den Namen Beethoven trägst und es diesem verdankst, eine gesicherte

Existenz zu erlangen. Was hätte euch denn in Bonn für eine Zukunft geblüht?“

Diese Anspielung verichlug den Brüdern völlig die Rede. Ludwig hatte ja recht, tausendmal recht, und ohne ihn, der selbst noch ein werdender war, hätten sie wohl kaum Aussicht gehabt in die Höhe zu kommen. Sie fühlten seine gewaltige Ueberlegenheit, wenn sie dieselbe auch nicht wahr haben wollten, und unausgesprochen keimte in beiden der gleiche Gedanke: Sich an Ludwig, den verheißungsvollen großen Künstler, anzuklammern für alle Zukunft.

Eine kurze Weile waren alle drei mit ihren Gedanken beschäftigt gewesen, bis Kaspar als erster das Schweigen brach.

„Du gehst wohl recht bald mit diesen beiden Briefen, Ludwig?“

„Morgen schon!“ sagte dieser lebhaft. „Jeder Tag ist für euch Gewinn und für mich erst recht. Ich habe den Kopf voll Gedanken und Melodien, die heraus müssen, die nach Gestaltung drängen, sonst plakt in mir etwas! Ich bin übervoll, und mir ist, als hätte sich in diesen Tagen, da ich keine Musik getrieben, ungeheuer viel in mir angesammelt, das hinausdrängt!“

„Du hast dich ohnehin noch nicht hören lassen!“ sagte Nikolaus. „Wenn wir dir nicht als Hörer zu schlecht sind, könntest du uns wohl etwas vorspielen, Ludwig!“

„Ja, spiele uns etwas!“ bat nun auch Kaspar, der darin eine erwünschte Ablenkung von der allgemeinen Stimmung fand, die sie beherrschte.

„Ich spiele! Aber nicht für euch, sondern — für mich!“

Ludwig sagte es ernst und bitter. Eine tiefe Falte legte sich quer über seine Stirn, und an der Nasenwurzel stiegen steil zwei Furchen empor, als er stolz wie ein König durch das Gemach schritt und an das Klavier trat.

Und als die dämonischen Klänge seiner Phantastie aus den Saiten quollen, wurden Kaspar und Nikolaus immer kleiner und kleiner vor ihrem großen Bruder Ludwig, der vor seinem geistigen Auge den Himmel der Kunst offen sah, von Rosenwolken erhellt, auf welche zwei schwere, schwarze Schatten fielen — seine Brüder...

Schneller, als sie es alle gedacht hatten, war die Angelegenheit mit der Unterbringung der Brüder in Ordnung gebracht. Kaspar bekam eine zwar bescheidene, aber für den Anfang immerhin befriedigende Anstellung in der Buchhaltung der Cameralverwaltung, während Nikolaus, dessen Bonner Lehrzeugnisse ziemlich empfehlend lauteten, Laborant in der Hofapotheke wurde. Nikolaus bekam dort auch Wohnung in der Stallburg, während Kaspar in der Wallnerstraße ein kleines Zimmerchen mietete, so daß auch die Wohnungsfrage bestens gelöst war. Ludwig war wieder allein.

Aber eine Kränkung taten sie dem so überaus Empfindlichen bei dieser Gelegenheit doch an; wie auf Verabredung fanden sie ihre Vornamen Kaspar und Nikolaus, die sie daheim zeitlebens getragen hatten, für Wien „unpassend“ und nannten sich Karl und Johann, nach ihren zweiten Taufnamen. Beethoven ärgerte dies ungemein, so geringfügig dieser Anlaß auch sein mochte, und er hat ihnen diese Namensänderung durch Jahre nachgetragen.

Durch die ganz verschiedenartige Tätigkeit der drei Brüder Beethoven kamen dieselben wenig mit einander in Berührung und jeder ging seine eigenen Wege, kaum daß sie hie und da an freien Tagen einander aufsuchten. Jeder lebte für sich, die beiden aus Egoismus, Ludwig aus Hingebung für seine Kunst, der er sich nach der kurzen Störung wieder mit allem Eifer widmete.

So waren die ersten harten, manchmal bitteren Lehrjahre vorübergegangen, und selbst der stolze Haydn hatte sich zu der Anschauung bekehrt, daß ihm das Schick-

sal einen kostbaren Nachwuchs an die Hand gegeben; den frommen Betrug, daß auch noch andere an der Ausbildung Beethovens mitwirkten, merkte der gute Alte nicht, und so entschloß er sich denn, als er für den Sommer 1793 nach Eisenstadt gehen mußte, um dort die Kapelle des Fürsten Esterhazy zu leiten, dessen Kapellmeister er war, seinen Schüler Beethoven dorthin mitzunehmen, um den Unterricht nicht unterbrechen zu müssen.

Schenk, sein heimlicher Lehrer, war darüber verzweifelt — wer sollte Beethoven nunmehr seine Arbeiten korrigieren? Doch Beethoven lachte nur.

„Heute bin ich schon so weit, daß ich ohne Korrektur auszukommen glaube, und wenn ich auch einmal etwelche Fehler mache, dann hat Papa Haydn wenigstens die Freude, sich mir als Meister zeigen zu können.“

So ging denn Beethoven frohen Mutes nach Eisenstadt mit und machte die kaum eine kurze Tagreise währende Fahrt nach dem Schlosse mit Haydn in den komfortablen fürstlichen Reisewagen, die noch heute im Eisenstädter Schlosse zu sehen sind. Haydn besaß in der Nähe des Schlosses ein Wohnhaus, in dem auch Beethoven Unterkunft fand, und so traten sich denn diese beiden Helden, der Gewordene und der werdende, im Sommer dieses Jahres näher denn jemals zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

### Das Tippfräulein.

Ein modernes Märchen von Rudolph Braune-Rosla.

Es war einmal in einer großen Stadt ein reicher Fabrikbesitzer. Der hatte viele Kaufleute, Ingenieure, Arbeiter und Stenotypistinnen, aber keine Gattin. Deshalb fühlte er sich vereinsamt. Einem vertrauten Freund hatte er gestanden, daß er an einer unglücklichen Jugendliebe krankte. Er legte keinen Wert auf sein Neuhäres und wurde wegen des struppigen Haares und Bartes „Waldklaus“ genannt, natürlich nur hinter seinem Rücken. Finster und barsch, hatte er dennoch eine offene Hand für die Not und wurde trotz seines mürrischen Gebarens allgemein verehrt.

In derselben Stadt, aber weitab von der Villa des reichen Fabrikanten wohnte ein armer Kaufmann. Der hatte im Geschäft Unglück gehabt, legte sich hin und starb. Er hinterließ die Gattin, eine zarte, vergämte Frau von 40 Jahren und eine Tochter, blond und hübsch, von 17 Jahren. Er hatte Erika, so hieß die Tochter, streng und einfach erzogen, sie eine gute Schule und dann die Handelsschule besuchen lassen, damit sie einmal als Kontoristin oder Stenotypistin ihr eigenes Brot verdienen könne. Einstweilen hatte sie bei ihrem Vater die schriftlichen Arbeiten auf der Schreibmaschine erledigt und war so immer in Übung geblieben.

Als die erste Trauer vorüber war, machte sich Erika daran, eine Stellung zu suchen. Aber all ihre Bemühungen waren vergeblich. Entweder hieß es, sie sei noch zu jung, oder sie habe noch keine Zeugnisse, oder man wollte ihr so wenig zahlen, daß sie mit ihrer Mutter davon nicht hätte leben können.

Sie war der Verzweiflung nahe. Da fand sie eines Tages in der Zeitung eine Anzeige, daß die Automobilsabrik Friß Schneehase zum sofortigen Antritt eine perfekte, nicht zu junge Stenotypistin suche. Freundtrollend zeigte sie der Mutter die Anzeige, aber Frau Hofmann schüttelte den Kopf und sagte traurig: „Für perfekt wird dich niemand halten, da du noch nicht in Stellung warst, und dann bist du doch auch sehr jung. Und außerdem, Friß Schneehase...“ Es schien, als wolle sie noch etwas hinzufügen, aber sie schwieg, und Erika stürmte davon. Erika dachte: wenn ich auch nur das Handelsschulzeugnis besitze und noch keine alte Jungfer bin, habe ich diesmal vielleicht doch Glück. Aber als sie die Fabrik erreichte, fand ihr Mut. Dort fand sie auf den Hof hinaus eine große Schar Bewerberinnen, vielleicht 80 an der Zahl. Alle waren nach der neuesten Mode gekleidet, und viele kannten sich schon. Da gab es denn ein Plaudern, Scherzen, Tuscheln und Röcheln. Erika kam sich in ihrem einfachen Trauerkleidchen und ohne Bekannte recht unglücklich vor. Endlich, endlich kam die Reihe an sie. Der Prokurist sah das Zeugnis durch und sann nach. Der Chef hatte zu ihm gesagt: „Wir brauchen für Fräulein Schulze, meine langjährige Privatsekretärin, die sich krank meldete, einen Ersatz, das arme Wurm sah schon seit Wochen recht elend aus, wollte aber nicht ausspannen. Nun liegt sie auf der Nase. Wir engagieren also ein Tippfräulein, das mit in den Schreibmaschinenjaal geht und wenn ich für sie zu tun habe, in Fräulein Schulzes Zimmer arbeitet. An Arbeit wird es ja nicht fehlen, auch falls Fräulein Schulze bald wiederkommt, was ich aber nicht glaube. Sie sieben also die Gämmer durch, den Ausschlag gebe ich aber, da ich das meiste mit der neuen Wamsell zu tun habe.“

Der Prokurist musterte Erika nochmals und forderte sie dann auf, im Vorzimmer der Entscheidung zu harren. Dort saßen schon

vier Damen, die Erika höhnisch musterten. Erika war dem Weinen nahe. Der Prokurist aber erstattete dem Chef Bericht und sagte: „72 habe ich abgewimmelt, 5 sitzen im Vorzimmer, 4 davon den Zeugnissen nach ganz perfekt, aber...“ Er zuckte die Achseln.

„Und die Fünfte?“

„Ein junges, sympathisches Ding, glänzendes Handelsschulzeugnis, aber weiter nichts.“

„Schicken Sie das Gör herein. Sollte es versagen, die anderen.“

Als Erika in das Privatkontor trat, saß da am Schreibtisch in einfacher Toppe ein verwildert aussehender Mann und starrte sie finster mit stehenden Augen an. Erika schien es, als sei er bei ihrem Anblick zusammengezuckt, aber sie hatte sich wohl geirrt. Sie mußte sich neben den Schreibtisch setzen, und dann fuhr er sie an:

„Name?“

„Erika Hofmann.“

„Alter?“

„17½ Jahre.“

„Vater?“

Schluchzend stammelte sie: „Kaufmann, ist vor drei Monaten gestorben.“

„Na, na, na,“ meinte er begütigend, „nur nicht gleich weinen.“ Weiter fuhr er fort: „Vorname der Mutter?“

„Anna.“

„Geborene?“

„Wiesenburg.“

Da wandte sich der Fabrikant so schnell dem Fenster zu, daß der Stuhl krachte. Als er sich wieder umkehrte, war er sehr finster und schraubte: „Treiben wohl viel Sport, tanzen, sitzen viel im Kino?“

„Nichts von allem. Mein Vater litt es nicht, und ich habe auch keine Lust dazu.“

„Brav, sehr brav. Laufe auch nicht ins Kino, tanze auch nicht, geht sehr gut so. Ich will Sie engagieren, wenn Sie etwas können. Hut ab, Mantel aus, dort liegt Bloß und Bleistift, ich werde diktieren.“

Das Diktat fiel glänzend aus, Erika wurde engagiert. Der Prokurist schloß mit Erika einen Vertrag ab.

Erika war glücklich und verstand nicht, daß die Mutter vor Freude weinte. Als sie den Fabrikbesitzer schilderte, nickte Frau Hofmann versonnen, als wollte sie sagen: „Ja, so war er immer.“

Am andern Morgen trat Erika den Dienst an. Im Schreibmaschinenjaal fand sie schon fünf Angestellte vor. Die machten der „Neuen“ das Leben recht schwer. Sie erzählten von ihren Bekanntschaften, Kostümen und abendlichen Vergnügungen und hatten für Erika nur spöttische Blicke und höhnische Bemerkungen.

Mit Herrn Schneehase arbeitete Erika zu gern. Er war immer vorstifig und fuhr sie rauh an. Aber in seinen Augen sprühte es oft, als wohnten dort tausend Kobolde. Da mußte sie immer denken: er meint es nicht böse.

Fräulein Schulze hatte wieder einige Monate Dienst getan, fehlte aber von neuem und niemand glaubte, daß sie wieder gehen würde.

So war ein Jahr vergangen. Erikas Geburtstag kam und die Mutter überraschte sie mit einem neuen Kleid. „Das soll ich anziehen?“ fragte Erika erstaunt.

„Ja,“ antwortete Frau Hofmann, „du bist jung und sollst dich auch schön machen.“ Sie half Erika beim Ankleiden und frisiert sie modern.

Im Schreibmaschinenjaal wurde Erika mit anerkennendem Nicken begrüßt. Aber als sie ins Privatkontor trat, fuhr Herr Schneehase auf und rief erbozt: „Sind Sie denn verrückt geworden? Dieser kurze Kittel steht Ihnen ja gar nicht. Und keine Ärmel? Abscheulich. Und Ihr schönes Haar ist ja ganz verjungt. Glatten Scheitel müssen Sie tragen. Daß Sie mir so nicht wiederkommen.“

Weinend gestand Erika, warum sie so aussehe, und daß sie sich selbst nicht gefalle. Der Fabrikant polterte: „Lassen Sie die Kolleginnen nur quatschen. Auf das Gerede darf man nichts geben. Der Waldklaus gibt auch nichts darauf. Und sehe ich nicht ganz nett aus? Na, ehrlich! Sie wissen, Ehrlichkeit wird im Vertrag verlangt!“

Eingeschüchert sagte Erika: „Nett? Nein. Sie müßten einmal zum Friseur gehen. Sie sehen ja aus, wie siebzig Jahre, und sind doch wohl höchstens fünfzig.“

Der Fabrikant entgegnete: „49%.“

Erika fuhr fort: „Und dann die Kleidung! Einen Cui müßten Sie tragen, gestreifte Beinkleider, schwarz-seidene Strümpfe und schwarze Halbhuhe.“

„Lad?“

Erika meinte: „Lad ist nicht fein, das trägt jetzt alle Welt.“

„Müssen es denn durchaus seidene Strümpfe sein? Da friert man ja.“

„Frieren denn die Damen im Schreibmaschinenjaal?“

„Nö,“ meinte der Fabrikant, „wenn es die Mode verlangt, würden die sogar ohne Strümpfe laufen, und wenn es 15 Grad Kälte wären.“

Am nächsten Tag erschien Erika wieder glatt geschneit im einfachen, schwarzen Kleid zum Dienst. Die Kolleginnen überschütteten sie mit spöttischen Bemerkungen. Voll Verzweiflung

harrte sie ihres Klingelzeichens, aus dem Privatkontor. Aber es wurde 9 Uhr, es wurde 10 Uhr, das Klingelzeichen ertönte nicht. Da trat ein Herr ein, sehr elegant gekleidet, gekräuseltes Haar, glatt rasiert, kurz geschchnittener Schnurrbart. Er stellte sich in die Mitte des Saales und sah mit spitzbübischem Lächeln von einer zur andern. Erika hatte den Blick auf die Arbeit gelenkt, die anderen machten ihm süße Augen, und die Reakste fragte:

„Sie wünschen, mein Herr?“

Da schraubte er: „Kennen Sie denn Ihren Chef nicht mehr?“ Damit verließ er den Saal. Gleich darauf ertönte das Klingelzeichen. Als Erika in das Privatkontor trat, lachte der Fabrikbesitzer, daß der Schreibtisch knarrte. „Na, gefall' ich Ihnen jetzt?“

„Na, Sie sehen doch wenigstens wieder wie ein Mensch aus.“ Er antwortete: „Ich engagiere Sie als Privatsekretärin. Fräulein Schulze ist von ihrem Leiden erlöst. Sie bekommen ihr Gehalt, und sagen Sie doch mal Ihrer Frau Mutter, wenn Sie meiner bedürfte, stände ich jederzeit zur Verfügung.“

Kurze Zeit darauf ließ Frau Hofmann den Fabrikbesitzer um seinen Besuch bitten. Sofort eilte er zu ihr. Eine müde, abgehärmte Frau öffnete ihm. Erschüttert standen sie sich gegenüber und reichten sich schweigend die Hand. Auch im Zimmer, das sie dann betraten, herrschte anfangs Schweigen. Dann erzählte Frau Hofmann, daß sie ihr Ende herannahen fühle und daß die Sorge um Erika sie quäle.

„Sorge dich nicht, Anna,“ bat er weich, „ich Sorge für deine Tochter.“

Einige Monate darauf ließ Erika telephonisch mitteilen, daß ihre Mutter in der Nacht verschieden sei.

Der Fabrikbesitzer hatte eine kurze Unterredung mit seiner alten Haushälterin und dem Proturisten, dann eilte er zu Erika. „Armes Kind, armes Kind,“ tröstete er die Weinende. Dann fuhr er bestimmt fort:

„Der Proturist nimmt Ihnen alle Wege und Besorgungen ab. Nach der Beerdigung geben Sie die Wohnung auf, Sie können hier nicht schuldig allein bleiben. Sie ziehen zu der verheirateten Schwester meiner Haushälterin, dort gehören Sie zur Familie und sind in sicherer Hut.“

Nach einem Jahr kündigte der Fabrikbesitzer Erika als Privatsekretärin und engagierte sie als Ehefrau.

Diese Geschichte ist zwar nur ein Märchen, doch soll sie auch schon mal passiert sein.

## Worüber Onkel Sam lacht.

### Amerikanische Schwänke.

Von Fanny Boy.

#### Der Kandidat.

In Alabama brüllte einer der Wahlkandidaten seine Programmrede in den vollbesetzten Saal:

„Mitbürger, ich habe schon unter Sitting Bull gegen die Indianer gekämpft. Oft war das Schlachtfeld mein Bett und der Himmel meine Decke. Viermal haben die Kugeln der Feinde meinen Leib zerfetzt. Ich bin über den gefrorenen Boden marschiert, bis mir die Füße bluteten.“

Ein alter vertrockneter Anhänger der Gegenpartei trat vor:

„Ist es wahr, daß du für die Union gekämpft hast?“

„Yes!“

„Gegen die Indianer?“

„Yes!“

„Und ist es wahr, daß das Schlachtfeld dein Bett gewesen ist?“

„Yes!“

„Und der Himmel deine Decke?“

„Yes!“

„Daß die Kugeln deinen Leib viermal zerfetzt haben?“

„Yes!“

„Daß du mit blutenden Füßen über den gefrorenen Boden marschiert bist?“

„Yes!“

„Dann will ich verdammt sein, wenn du nicht genug für das Vaterland getan hast. Geh' nach Hause und ruhe dich aus. Wir werden den andern wählen!“

\*

#### Der beste Schwimmer in U. S. A.

Zwei junge Amerikaner kamen in der Eisenbahn ins Gespräch:

Sagte der eine: „Wissen Sie, daß Sie dem besten Schwimmer der Vereinigten Staaten gegenüberstehen?“

„So?“

„Gewiß. Ich schwamm neulich den Mississippi hinunter, von St. Louis bis zur Mündung!“

„Hahaha! Sie wollen der beste Schwimmer der Vereinigten Staaten sein? Das ist doch nichts. Ich habe im Vorjahre einen Mann gesehen, der schwamm sechsmal über die Niagarafälle, stieg dann aus dem Wasser und sang seelenruhig den Dantee doodle!“

„Und Sie erkennen mich gar nicht?“

\*

#### Chaplins Gültchen.

Die größte Neuyorker Kustfabrik platatierte an allen Straßenecken:

„Richards' Güte sind die besten!“

Auch Chaplin trägt einen.

Worauf die Konkurrenzfirma folgende Zeile darunterklebte:

„Darum lacht die ganze Welt über ihn!“

#### Upropos Aufschneider.

Zwei Versicherungsbeamte kamen in Streit, wessen Firma die bessere wäre, die „Cleveland“ oder die „Ontario“.

„Die „Cleveland“ ist nicht zu schlagen. Einer unserer Klienten starb heute um 11 Uhr, eine Viertelstunde später hatte seine Witwe das Geld!“

„Das ist noch gar nichts! Die „Ontario“ ist tausendmal besser. Unser Büro ist im 20. Stockwerk eines Wolkenkrabers. Ein Mann im 60. Stockwerk fiel aus dem Fenster, und wir haben ihm die Prämie gleich beim Vorbeifliegen hinauszugereicht!“

#### Der geizige Rockefeller.

Die amerikanischen Milliardäre gelten nicht für splendid: Vanderbilt ist geizig, Kahn ist geizig, Astor ist geizig, Morgan ist geizig, Ford ist geizig. Aber der geizigste ist Rockefeller. Einmal fühlte er Herzstochen. Nach langem Zögern beschloß er, seinen Hausarzt zu konsultieren. Also ging er in die Ordination. Denn Hausbesuche kosten das Doppelte. Ueberdies wohnte der Arzt in der achten Etage. Jedoch Rockefeller dachte nicht daran, im Aufzug hinaufzufahren, man müßte ja dem Boh 20 Cent Trinkgeld geben. Also stieg der greise Millionär acht Treppen hoch.

Der Arzt konstatierte Herzschwäche: „Sie müssen Champagner trinken!“ (Es war noch vor dem Alkoholverbot.)

Rockefeller machte die Tür hinter sich zu und brummte böse vor sich: „Sodawasser wird es auch machen!“

#### Die Prohibition.

Ein Zollbeamter sah einen Mann, der eine verdächtige Flasche trug.

„Was ist das?“

„Ammoniak!“

„Sooo?“ Der Beamte lächelte, entforckte die Flasche und tat einen tiefen Schluck daraus. — Es war wirklich Ammoniak.

#### Ein Pferd in Detroit.

Sam fragte Joe: „Hast du schon die Reklame gesehen, die das Imperialkino bei uns in Detroit für den historischen Film macht?“

„Nein.“

„Sie lassen ein nacktes Weib auf einem Pferd durch die Stadt traben!“

Da packte Joe den Sam beim Arm: „Simmeldonnerwetter, wie lange habe ich schon kein Pferd gesehen!“

## Aus aller Welt.

Ein Leninbildnis aus Haaren. In dem Revolutionsmuseum, das vor kurzem in Moskau eröffnet worden ist, ist unter den mancherlei Kuriositäten wohl die sonderbarste ein Porträt Lenins, das vollständig aus Haaren hergestellt ist. Der Verfertiger dieses eigenartigen Kunstwerkes, für das einige Millionen Menschenhaare der verschiedensten Färbung erforderlich waren, ist ein ganz unbekannter Mann in einem nordöstlichen Bezirk des europäischen Rußland. Er muß viel Zeit und eine wahrhaft russische Geduld besessen haben.

Die Auswanderung aus Oesterreich hat vom 1. Januar bis Ende August 3843 Personen betragen, die nach Uebersee ausgewandert sind. Seit 1919 sind insgesamt 51276 Personen aus Oesterreich ausgewandert. Bemerkenswert ist die große Zahl der Metallarbeiter unter den Auswanderern, die mit 22941 vertreten sind, während land- und forstwirtschaftliche Arbeiter die Zahl 11378 erreichen.

Die Tragik der Tanzdielen. In der Budapester Vergnügungstätte „Blaue Maus“ sind in einer Nacht zwei junge Tänzerinnen einem traurigen Geschick anheimgefallen. Die eine, Pirotska Schwab, vergnügte sich bei Schaumwein und Zigeunermusik mit einem reichen Gutsbesitzer. Mit einemmal entband zwischen beiden ein Streit, der damit endete, daß die Tänzerin in ihr Ankleidezimmer lief und sich mit Veronal vergiftete. Kaum hatte sich die Aufregung, die darüber im Lokal entstanden war, gelegt, als eine zweite Tänzerin, Irene Szendreh, die eben einen Tanz beendet hatte, von der Diele sprang und laut um Hilfe zu rufen begann, da man sie ermorden wollte. Sie mußte von der Tanzdielen weg in die Irrenanstalt gebracht werden.

## Fröhliche Ecke.

#### Der wahre Grund.

Der Generalsuperintendent Rupert hielt einst, als er noch Superintendent des Fürstentums Lübeck war, eine Schulbittation ab. In der Religionsstunde fragte er u. a. die Kinder, warum sich denn Saul hinter den Geräten versteckt habe, als man ihn zum König gewählt hatte. Alles schweigt. Schließlich meldet sich der Sohn des Dorfwirtes und sagt: „Saul war bange, daß er einen ausgeben sollte!“

#### Ozeanfliegerei.

Rannibale: „Heutzutage braucht man bloß einen Kessel vor die Tür zu stellen, und gleich hat man einen Flieger drin!“

#### Entschuldigung.

„Junge, sag mal, warum grüßt du mich denn heute nicht?“

„O — — — Herr Lehrer, 's — — — sind doch Ferien!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Bognak